

Theodor Ebert

Was heißt schon „kreativ Schreiben“?

Acht Jahre Lehrling in Schreibseminaren und Schreibgruppen.
Werkstattbericht eines 73jährigen

Beitrag zur Leselounge von Birgit Bauer
am 13. Februar 2011 in der Galerie Fantom,
Hectorstr. 9-10, 10711 Berlin

Das Lesen kommt vor dem Schreiben. Wohl dem, der die Lesebücher seiner Schulzeit aufbewahrt hat! Man findet darin alle klassischen Formen des Erzählens in vorbildlichen Beispielen. Ich greife zum „Deutschen Lesebuch für höhere Schulen“, das ich als Zwölfjähriger erhielt. Das Inhaltsverzeichnis nennt: Fabeln, Märchen, griechische und deutsche Sagen, Vergangenheit in Schilderung und Erzählung, darunter die Kalendergeschichten von Johann Peter Hebel „Kannitverstan“ und „Unverhofftes Wiedersehen“ im Bergwerk von Falun, Briefe von Mozart an seine Schwester Nannerl, Erinnerungen Goethes an sein Geburtshaus in Frankfurt und die Erlebnisse von Hermann Löns als Jäger in der Lüneburger Heide– auch schon mal erzählt aus der Sicht des Hasen Mümmelmann, den nach manchem Hakensschlag doch noch die Schrotladung erwischt, Reisebeschreibungen „Aus der weiten Welt“, darunter der Absturz eines Wasserflugzeugs 1932 in australischen Trockengebiet und die schließliche Rettung von Hans Bertram durch die Aborigines. Und dann wieder die Erzählungen von Gottfried Keller um die Leute von Seldwyla und nicht zuletzt die Balladen von Schiller und Fontane. In diesen Lesebüchern öffnete sich uns Schülern die Welt der Literatur in ihrer faszinierenden Vielfalt.

Und so erwacht dann beim einen oder anderen Leser auch der Wunsch, sich selbst nicht nur mündlich, sondern in Texten mitzuteilen. Und der schönste Beruf, den ich mir vorstellen konnte, war in meiner Kindheit und Jugend bis hin zum Studium der Germanistik der Beruf des Schriftstellers. Doch Gedichte schrieb ich nie. Nur Prosa ließ sich in andere Sprachen übersetzen, ging es doch um nichts Geringeres als Weltliteratur.

Doch es gab zu meiner Zeit in der Schule auch Formen des Schreibunterrichts, die einem Papier und Bleistift verleiden konnten. Eine unserer Hausaufgaben im Deutschunterricht war, die Kopfbahnsteighalle des Stuttgarter Hauptbahnhofs, wie sie von Paul Bonatz entworfen worden war, also das Objekt des Widerstands im aktuellen Streit um „Stuttgart 21“, so exakt zu beschreiben, dass unser Text aufgenommen werden könnte in einen Architekturführer. Wir pilgerten zum Bahnhof und zählten die Rippen am Dach der hohen Halle und die Rundbögen, unter denen hindurch man auf die Bahnsteige gelangte und wir taxierten die Materialien der Fassade und der Fußbodenplatten. Und das ödete uns an, wohingegen wir eine Erörterung des erotischen Angebots im Bahnhofskino, dem Bali, viel reizvoller gefunden hätten. Doch „Blondinen bevorzugt“ mit Jane Russell und Marilyn Monroe und „Die Zeit mit Monika“ in der Regie von Ingmar Bergmann war im Deutschunterricht nicht gefragt.

Und doch: Ich möchte im Rückblick den Deutschunterricht nicht missen. Was man dort für das Aufsatzschreiben lernte, das war die Grundausstattung für das Studium der Germanistik und auch für das Erlernen von Handwerklichem auf dem Gebiet des Journalismus.

Darüber hinaus kann ich heute noch die „*Stilfibel. Der sichere Weg zum guten Deutsch*“ von Ludwig Reiners empfehlen. dtv, München 1951. Es gibt ein paar Grundregeln, die man verinnerlichen und immer wieder praktizieren muss.

Es sind deren drei:

- Lass das Subjekt etwas *tun*, verwende also starke Verben und vermeide möglichst die Worte, die auf –ung enden.
- Benutze das *besondere Wort*, nicht das allgemeine, das abgenutzte.
- Schreibe *knapp*. Kurze Sätze, keine Bandwürmer!

Doch Literatur wird auch wieder langweilig, wenn der Autor sich allzu stur an diese Regeln hält und der Leser den Klapperatismus des literarischen Schreibens durchschaut. Du lieber Himmel, da müssen immer alle fünf Sinne angesprochen werden. Da wird gerochen und ertastet, gelauscht und noch und noch erblickt. Und das dehnt sich, wo man doch action erwartet. Und was die abgenutzten Worte anbelangt: Man sollte auch nicht versuchen, seine Texte zum Funkeln zu bringen,

indem man lauter kostbare Worte einstreut. Und es gibt auch Gelegenheiten für lange Satzperioden, in denen Bilder gemächlich auftauchen und Gedanken sich entwickeln.

Ich glaube nicht, dass jemand in fortgeschrittenem Alter das literarische Schreiben noch erlernen kann, wenn er das Grundlagenwissen über das Schreiben nicht bereits erworben hat, sei es in der Schule oder sei es im praktischen Umgang mit der Sprache. Es gibt sicherlich Verkäufer oder Sekretärinnen, die im Gespräch mit Kunden oder beim Schreiben von Briefen immer gewandter werden im Handhaben unserer Sprache, bis es dann nur noch ein Schritt ist, dieses präzise, treffende Berufsdeutsch zum literarischen Deutsch weiter zu entwickeln. Das ist allerdings kein kleiner Schritt. Man muss da schon über seinen Schatten springen, d.h. man muss immer wieder seine *déformation professionnelle* überwinden. *Déformation professionnelle*, das heißt: von Berufs wegen deformiert, im Sprachverhalten verbogen.

Dieses Fremdwort *déformation professionnelle* hat seinen guten Sinn und ich will ihn erklären. Man gewöhnt sich im Beruf an gewisse Formen der Darstellung eines Sachverhaltes oder eines Konfliktes. Wer Journalist ist, weiß: Zu einer Nachricht gehört möglichst im ersten Satz – gewissermaßen halbfett dem Artikel vorangestellt - die Beantwortung der Fragen: Wer, was, wann, wo und warum. Und dann kann der Journalist die Details nachschieben. Manchmal verlangt ein Thema auch die ganz ausführliche Darstellung – mit biografischen, historischen und technischen Hintergrundinformationen. Der Berliner „Tagesspiegel“ bietet auf seiner „Dritten Seite“ immer wieder Vorzügliches.

Durch die Lektüre von Zeitungen oder auch durch Geschäftsbriefe oder durch Abhandlungen zu Sachthemen sind Vielredner oder Vielschreiber an bestimmte Formen der Darstellung gewöhnt. Und wenn sie mit dieser Sprache auch noch erfolgreich waren, also ihre Waren verkaufen und ihre Kritiker besänftigen konnten, dann sind sie versucht, immer wieder zum Bewährten zu greifen. Der Erfolg im Gebrauch der deutschen Sprache kann es ihnen sehr schwer machen, literarisch zu schreiben, also Geschichten zu erfinden oder Erlebnisse szenisch - mit eingestreuten Dialogen – zu erzählen.

Diese typisch literarischen Stilmittel muss auch derjenige lernen, der aufgrund seiner beruflichen Tätigkeit bereits sehr gewandt ist im

Umgang mit der Sprache, also auf bestimmten Feldern über einen großen Wortschatz verfügt. Das gilt für Lehrer, für Rechtsanwälte, für Pfarrer, für Journalistinnen, für Kindergärtnerinnen, für Geisteswissenschaftler im Allgemeinen und besonders für Ärzte, die Kontakte zu allen Bevölkerungsgruppen haben. Wenn Menschen aus diesen Berufsgruppen literarisch schreiben wollen, dann müssen sie dieses berufsferne Schreiben noch zusätzlich lernen und müssen sich vielleicht sogar ein paar Fähigkeiten, die sich in ihrem Beruf positiv ausgewirkt haben, wieder abgewöhnen.

In meinem Beruf, der Politischen Wissenschaft, ist es immer wieder wichtig, die Fülle der Erscheinungen in einem erklärenden Begriff zusammenzufassen. Wir reden von totalitären Diktaturen und zählen deren Merkmale auf, also z.B. die Geheimpolizei, das Erpressen von Informationen durch Folter, die Kontrolle der öffentlichen Meinung durch Zensur und Propaganda. Der Schriftsteller – im Unterschied zum Politologen - macht die Diktatur lebendig, indem er einzelne Täter oder Opfer in Szene setzt. Natürlich ist es kein Fehler, wenn man auch mit den politologischen Begriffen umzugehen weiß und die wissenschaftliche Literatur zu den Strukturen totalitärer Systeme kennt, wie dies zum Beispiel bei George Orwell, Aldous Huxley und Arthur Koestler der Fall war. Diese Autoren konnten auch die Anschauung, die sie in ihren Romanen „1984“, „Schöne neue Welt“ und „Sonnenfinsternis“ vermittelten, auf den Begriff bringen. Das ist der Idealfall: der gebildete Poet. Und dieser ist gar nicht so selten, er ist fast die Regel. Unter den deutschen Autoren gibt es sehr viele, die einen akademischen Abschluss mit einer Master- oder Doktorarbeit erzielt haben. Handwerker oder medizinisch-technische Assistentinnen sind unter den Autoren eher selten. Es ist nicht ausgeschlossen, dass auch Angehörige solcher Berufsgruppen literarische Kompetenz erwerben, aber es ist gewiss mühsam und es ist nur möglich, wenn diese Menschen viel lesen, ja wenn sie zu begeisterten Lesern werden.

Ich sage dies, weil ich mich über gewisse Formen der Werbung für Schreibkurse ärgere. Ich finde es gut, wenn Menschen aller Berufsgruppen sich an Volkshochschulkursen zum literarischen Schreiben beteiligen. Das bildet und macht Spaß, und an den Volkshochschulen wird in der Regel auch nicht zu viel versprochen. Dort kann man lernen, wie man den Enkelkindern Geschichten aus dem eigenen Leben erzählt, und vielleicht lernt dort auch ein Polizist, wie man einen Kri-

mi schreibt. Doch man sollte Menschen nicht den Floh ins Ohr setzen, dass sie gewissermaßen im Fernkurs - gegen saftige Gebühren - zu Bestsellerautoren avancieren könnten.

Der „Tagesspiegel“ hat am 30. Januar einen Beitrag von Sebastian Leber gebracht mit der knallenden Überschrift „Nebenberuf: Bestsellerautor“. Der Beitrag war instruktiv und gut zu lesen, aber die Autoren, die hier aufgeführt wurden, waren alles Leute, die von Berufs wegen mit Lesestoff umgegangen waren, also günstige Voraussetzungen für das Aufbaustudium des literarischen Schreibens mitgebracht haben. Die erfolgreichsten, die von Sebastian Leber genannt wurden, waren die beiden Juristen Bernhard Schlink, Verfasser von „Der Vorleser“, und Ferdinand von Schirach, Verfasser von „Verbrechen“, einer Sammlung von Fallstudien auf seinem Arbeitsfeld als Strafverteidiger.

Das war jetzt schon eine lange Vorrede für meinen Erfahrungsbericht über die eigene achtjährige Lehrzeit im literarischen Schreiben. Diese Vorrede schien mir aber notwendig zu sein, weil ich – trotz meiner persönlichen Freude am Schreiben – doch eindringlich davor warnen möchte, sich das literarische Schreiben als einen Karriereweg vorzustellen. Wenn man schreibt, dann sollte man es einzig und allein tun aus dem unabdingbaren Bedürfnis, sich im Wort mitzuteilen und weil man glaubt, dass man – und sei es auch an noch so abgelegener Stelle – mit seinen eigenen Worten einen Beitrag zur menschlichen Kultur zu leisten vermag.

Es gibt einen ägyptischen Papyrus, auf dem ein unbekannter Autor mit einem erstaunlichen Selbstbewusstsein, seine Wortbildungen mit den Pyramiden der Pharaonen verglichen hat:

Man hat ihnen Tore und Grabbauten errichtet -
sie sind verfallen, ihre Totenpriester dahingegangen
ihre Denksteine sind mit Sand bedeckt,
ihre Gräber vergessen.

Aber man nennt ihre Namen wegen ihrer Bücher,
die sie geschrieben haben, als sie noch lebten.
Gut ist die Erinnerung an den, der sie verfasst hat,
bis in alle Ewigkeit...

Nützlicher ist ein Buch als ein Denkstein
mit Inschrift,

als eine fest gefügte Grabwand.
Es errichtet Tempel und Pyramiden
im Herzen dessen, der ihren Namen bewahrt...
Auch wenn sie verborgen sind, rührt ihr Zauber
alle an,
die in ihren Werken lesen.

Ich war verblüfft, als ich diese Zeilen 1993 auf einem Flug nach Ägypten las, zitiert von Erik Hornung in der Aufsatzsammlung "Der Geist der Pharaonenzeit". Vielleicht hat sich der Autor zu viel eingebildet, aber es ist wohl kein Zufall, dass die größte Bibliothek des Altertums sich in Alexandria befunden hat – und nur leider verbrannt ist.

Aber nehmen wir die Bibel, ein Produkt des kreativen Schreibens von jüdischen Priestern um das Jahr 600 vor unserer Zeitrechnung, oder nehmen wir die Schriftrollen, die uns die Griechen und Römer hinterlassen haben, dann wissen wir, dass sich in diese lange Reihe der literarisch Schreibenden einzureihen, eine der großartigsten Aufgaben ist, welche die Geschichte der Menschheit kennt. Und es gelingen eben immer wieder literarische Werke, die unser Menschsein prägen und die dauerhafter sind als Pyramiden. Der eine wird hier Don Quijote, der andere Robinson und ein dritter die Blechtrommel nennen.

Es ist nicht sonderlich wahrscheinlich, dass einem Lehrling auf dem Felde des literarischen Schreibens eines Tages ein Werk dieser Qualität gelingen wird, aber auch der Lehrling wird ein Gespür für Qualität erlangen und sich infolgedessen an der Lektüre solcher Meisterwerke erfreuen. Wer sich im Schreiben übt, liest aufmerksamer. Das literarische Schreiben ist aber auch eine Erziehung zur Bescheidenheit. Und wenn einem im Endeffekt dann auch keine Weltliteratur gelingt, dann gelangt man vielleicht doch zu dem berechtigten Gefühl, an seinem Ort mit verständlichen Texten im world wide web der Literatur einen Beitrag zur Kultur der Menschheit geleistet zu haben.

Mir geht es heute Abend darum zu zeigen, dass die persönliche Beteiligung an Schreibkursen und das Zusammentreffen in Schreibgruppen ein wichtiger Bestandteil unserer Kultur, der Berliner Kultur sind, auch wenn aus den Beteiligten nur in ganz seltenen Fällen Bestsellerautoren werden dürften.

Und nun also zu meinen Anfängen im literarischen Schreiben. Im Oktober 2003 – ein Jahr nach meiner Pensionierung – habe ich den ersten Schreibkurs besucht. Empfohlen hatte mir diesen Georg Meusel, ein Bürgerrechtler aus Werdau in Sachsen, mit dem ich 1997 auf den Spuren Gandhis sechs Wochen durch Indien gereist war. Wir hatten beide Tagebuch geschrieben und unsere Aufzeichnungen ausgetauscht. Mein gleichaltriger Freund Schorsch empfahl mir Paul Schuster, einen 73jährigen Schriftsteller und Journalisten aus Siebenbürgen. Das sei ein Mann mit jahrzehntelanger Erfahrung in Schreibkursen an Volkshochschulen und in Gefängnissen. Um ihn habe sich ein Kreis von Menschen aller Alters- und auch Berufsgruppen gebildet, die immer wieder zu seinen Kursen in Dorstadt bei Wolfenbüttel zusammenkämen. Zehn Leute würden sich in einem Heim der katholischen Jugend für eine Woche treffen und sich abwechselnd selbst bekochen. Dies und die einfache Unterkunft machten den Kurs preisgünstig. Die meisten Teilnehmer seien gebildete, belesene Leute, aber es gäbe darunter auch Naturtalente, die von ihren alltäglichen Erfahrungen in der Familie und an ihren Arbeitsplätzen zu erzählen lernten.

Wer sich anmeldete, musste einen so genannten „Steckbrief“ einreichen, der dann an alle Teilnehmerinnen versandt wurde. Ich wollte nicht gleich mit meinen akademischen Titeln heraus rücken, weil ich fürchtete, dass mich dies isolieren würde. Diese Furcht erwies sich als unbegründet, weil sich alle von vornherein duzten. Das galt auch für Paul Schuster, der alle Übungen mitmachte und was er mit uns schrieb zur Diskussion stellte. Man begab sich also nicht in ein Schüler-Meister-Verhältnis, sondern befand sich von vornherein in einer solidarischen Lerngruppe, wo jeder jeden loben oder kritisieren konnte. Ich kannte dies von der Universität nur von meinen Trainingskursen in gewaltfreier Konfliktaustragung, wo ich auch nicht den großen Zampano markiert, sondern die Übungen erklärt und dann selbst mitgemacht habe. Das war eine Vorbereitung auf gefährliche Konfrontationen und das solidarische Duzen gehörte notwendig dazu. Darum war mir Paul (Schusters) Vorgehen nicht ganz fremd und ich fühlte mich in Dorstadt sofort zu Hause und akzeptiert. Diese Enthemmung ist wichtig, damit man sich überhaupt traut, mit der Sprache herauszurücken.

Es gab auch keine lange Vorstellungsrunde. Der „Steckbrief“ war im Voraus vervielfältigt worden und darauf hatten wir auch angegeben, welche Autoren uns besonders beeindruckt hatten. Bei mir waren

dies Hermann Lenz mit seinen autobiographischen Büchern und Peter Handke mit seinen Reiseberichten aus dem ehemaligen Jugoslawien. Darüber haben wir dann nach dem Abendessen in der großen Runde um einen großen Couchtisch bei einem Glas Wein gesprochen.

Doch zunächst war die erste Schreibrunde dran. Zur Tradition der Schreibwochen in Dorstadt gehörte die „Olympiade“. Das war ein interner Schreibwettbewerb, bei dem es gewissermaßen um Medaillen beziehungsweise um einen ersten, zweiten und dritten Platz ging.

Zunächst benennt jeder ein Wunsch-Thema. Es darf aber nicht zu ausgefallen sein. Alle müssen etwas darüber schreiben können. Es werden genannt: Schulanfang, Parkbank, Wartezimmer, Fisch, Getränkemarkt, Bahnhof, Autobahn, Bauernhof, Friedhof, Theater. Diese Themen werden in der Reihenfolge der Nennung von jedem auf einen Bogen Papier geschrieben. Dann unterstreicht man aus der Reihe von elf Themen deren fünf. Was am meisten Zustimmung findet, wird zum Thema der „Olympiade“. „Parkbank“ erhält sieben Stimmen, mein Vorschlag „Fisch“ immerhin fünf. Nun muss jeder ein Wort nennen, das zur Grundausstattung eines solchen Textes gehören dürfte. Ich sage „Sonne“, andere „Bank“ und „sitzen“. Nachdem wir 11 solcher Worte, die in den Umkreis von Parkbänken gehören, aufgelistet haben, erhalten wir die – mich überraschende - Auflage, gerade diese Worte im Text, den wir im Übrigen nach Belieben gestalten können, zu vermeiden. Arbeitszeit 30 Minuten.

Das geforderte Arbeitstempo ist für mich ein Schock. Ich schreibe nicht drauf los. Ich bin es gewohnt, zunächst Stichworte zu notieren, den Gang der Handlung zu bedenken und am ersten Satz zu basteln. Nichts da! Wir sollen à tempo loslegen. Der Zeitdruck soll uns die Schreibhemmung nehmen. Bei mir funktioniert das nicht. Ich bin wie gelähmt. Mir fällt par tout keine Parkbank ein, die jemals für mich von Bedeutung gewesen wäre, und ich kann mich auch nicht à la bonne heure in ein Liebes- oder Rentnerpaar versetzen, das auf einer Parkbank von künftigem oder vergangenem Glücke träumt. Ich weiß: Wenn ich dies versuchen sollte, lande ich unweigerlich in Klischees.

Ich atme durch und überlege: Dein täglicher Spaziergang am Groß Glienicker See führt doch an einigen Bänken vorüber. Im strengen Sinn sind diese Anlagen keine Parks. Doch das brauchst du jetzt nicht so eng zu sehen. Jedenfalls mangelt es dir im Blick auf die Kladower

Bänke nicht an sinnlichen Details, auf das es beim literarischen Schreiben wohl ankommt.

Soweit mein Selbstgespräch. Ich schreibe den ersten Satz. Doch ich sage es vorweg: Ich komme mit meinem Vorhaben in der erlaubten halben Stunde auch nicht annähernd zu Rande.

Walk and Read (W+R)

Die Ärzte haben es mir empfohlen. Dringend! Dreißig Minuten „Walking“, mindestens jeden zweiten Tag. Es ist mir inzwischen zur lieben Gewohnheit geworden – durch einige Modifikationen. Ich mag nicht auffallen. Darum „walke“ ich nicht nordisch mit zwei Stöcken. Ich schlendere – im Winter mit den Händen in den sich allmählich erwärmenden Taschen des Anoraks. Und immer freue ich mich auf die Unterbrechung dieser Pflichtübung, auf meinen Aussichtspunkt, von dem aus ich über einen mageren Acker und über die Badewiese und den Kinderspielplatz auf die blinkende Fläche des Groß Glienicker Sees blicken kann. Am rechten Rand des Ackers leuchten die weißen Stämme der Birken, dazwischen die roten Früchte einiger Vogelbeerbäume

Links wird der sich zum See hin senkende Acker von einem Pappelhain begrenzt. Darunter Holunder und Pfaffenhütchen, die eigentlich Kardinalshütchen heißen müssten. Im Herbst umrunde ich auch diesen schmalen Hain. An dessen hinterem Rand stehen zwei herrenlose Apfelbäume. Der eine trägt Anfang August bereits die fast weißen Klaräpfel und der andere eine späte, säuerliche Sorte, mit harter, grasgrüner Schale. Bei den Klaräpfeln muss ich jedes Jahr mit den Wespen konkurrieren, hingegen macht mir die grünen Säuerlinge niemand streitig. Sie sind robust, und ich muss sie noch Ende Oktober von den Ästen brechen, wenn ich sie vom Spaziergang mit nach Hause nehmen und bis Weihnachten im Keller lagern will.

Dieser Blick von oben auf den See hat sich mir eingeprägt, weil ich es schätze, hier zumindest ein paar Minuten auszuruhen. Bei angenehmen Temperaturen darf es auch mal eine gute halbe Stunde sein, ich ziehe die Reclam-Ausgabe eines Klassikers aus der Tasche oder auch mein eigenes Schreibheft, um mir Eindrücke und Gedanken zu notieren

An dieser Stelle waren die erlaubten dreißig Minuten um. Ich hatte mich zu lange mit dem Obst beschäftigt und gerade mal den Einstieg geschafft. Eigentlich wollte ich noch berichten, wie mich das diszipliniert „walkende“ Ehepaar Hammer auf der Bank am oberen Rand des sandigen Ackers vorgefunden, gewissermaßen ertappt und dann Ruth von der geruhsamen Gestaltung meiner Pflichtübung berichtet hatte. Um nicht wieder verpetzt zu werden, hatte ich hinfort meine Schritte zum asphaltierten Grenzweg gelenkt, auf dem früher die DDR-Posten entlang gefahren waren. Auf diesem glatten Untergrund konnte ich auch im Gehen lesen ohne zu stolpern. Mein Rezept war hinfort: W+R, walk and read!

Doch wie gesagt, die halbe Stunde war vorbei. Alle Texte wurden vervielfältigt und im Laufe des folgenden Tages wurden sie bewertet.

Alle gehören zur Jury und alle vergeben erste, zweite und dritte Plätze für die anonymen Texte. Man kann sich also auch selbst wählen. Erster Platz drei Punkte, zweiter Platz zwei, dritter Platz einen Punkt.

Ich habe – erwartungsgemäß – keinen Punkt erhalten. Der Text der Gewinnerin entsprach in idealer Weise der Vorstellung, dass alle fünf Sinne am Schreiben beteiligt sein sollen und dass nicht jeder Gedanke ausgelatscht werden muss, sondern dass man auch mit Assoziationen der Leser arbeiten darf. Diese Lektion leuchtete mir ein. Ich habe diesen Text, der Erinnerungen an den Zürichsee skizziert, aufbewahrt und ich hätte ihn gerne zitiert, aber die Verfasserin hat mich gebeten, dies zu unterlassen. Der Text sei doch unter Zeitdruck verfasst worden und in der Eile habe sie es auch versäumt, die Namen der Beteiligten zu verfremden. Da wäre es ihr peinlich, auf den ersten Kuss am See angesprochen zu werden.

Wie schon bei der „Olympiade“, so war auch bei den folgenden Übungen bei Paul Schuster die Bescheidenheit keine Zier. Am nächsten Tag wagten wir uns im Kollektiv an einen „Roman in elf Kapiteln“, denn elf waren wir inklusive Paul.

Wir sollen – und wieder à tempo – arbeitsteilig einen Roman bzw. Schlüsselszenen verfassen, die im Mittelpunkt des jeweiligen Kapitels stehen. An der Formulierung der Vorgabe werden wieder alle beteiligt. Das Ergebnis ist: Der Held des Romans heißt Hermann Berger, wurde 1926 geboren, katholisch getauft und kommt als Flüchtling nach Westdeutschland. Er stammt aus mittelständischen Verhältnissen, ist

(zeitweilig) Tankwart, wird im Alter von 20 Jahren Vater einer unehelichen Tochter mit Namen Angela. Die Mutter heißt Karin. Er bleibt ledig, ist kurzsichtig und wählt SPD. Sein Hobby ist das Drechseln.

Meine Aufgabe ist es, für das 4. Kapitel, das den Zeitraum 1947 – 1954 einnimmt, einen Abschnitt bzw. eine Szene zu verfassen. Hermann ist also 21 – 28 Jahr alt. Die inhaltliche Vorgabe lautet: Hermann bekennt sich zu seiner Tochter Angela.

Ich stelle mir vor, der Roman – zumindest mein Kapitel - spielt in der fränkischen Kleinstadt, in der Ruth, meine Frau, aufgewachsen ist und von der ich - infolge häufiger Besuche bei meiner Schwiegermutter – eine lebhaftere Vorstellung habe.

Links und rechts des Gesangbuchs

In Bad Windsheim läuten am Sonntagmorgen von St. Kilian die Glocken. Sie laden die Evangelischen - und das ist die überwiegende Mehrheit - zum 10-Uhr-Gottesdienst ein. Als Hermann, der seine Eltern früh um 8 Uhr zur Messe begleitet hat, die Glocken hört, denkt er an Karin. Jetzt wird sie ihre Eltern begleiten. Es sind nur ein paar Schritte vom Goldenen Schwan zur Kirche. Das Dienstmädchen wird auf die Kleine aufpassen. Die Familie des Schwänen-Wirts wird wieder in der dritten Reihe sitzen und Karin wird links neben ihren Eltern sitzen - sitzen müssen, obwohl ihr der Außenplatz am Mittelgang viel lieber wäre. Und dann wird der Uhrmacher Zinngräbe mit seiner Familie anrücken. Von dieser Sippe ist einer noch wamparter als der andere. Und dann werden sie sich an denen vom Schwänenwirt vorbeidrücken und der Walter wird sich rechts von seinen Eltern und direkt neben die Karin setzen und wieder versuchen, seinen Hintern noch weiter nach rechts zu manövrieren. Doch Karin wird das Gesangbuch und ihre schwarzen Handschuhe links neben sich auf die Bank legen. Das ist ihre Taktik. Sie will es sich mit den Zinngräbes nicht verderben. Sie sagt immer, der Walter kann lustig daherreden und ich kenn ihn ja von klein auf, aber er ist einfach zu dick und er wird garantiert noch fetter.

Karin wird darauf achten, dass ein Zwischenraum bleibt. Keine Tuchföhlung, das hat sie mir versprochen! Und heute Nachmittag werde ich mich mit ihr an der Winterung treffen. Der Karpfen- und Löschteich ist zugefroren. Ich werde es diesen behäbigen Franken schon zeigen. Die sagen immer „passt scho“, bloß die Karin gönnen

sie mir nicht. A Flüchtling ischt dr Hermann; hot nix und noch katholisch drzu. Ich werd den Kinderwagen über das Eis schieben und die Karin soll sich bei mir unterhaken. Vor aller Augen, nicht versteckt hinten rum an der Aisch, werden wir spazieren gehen. Das hab ich Karin versprochen. Doch sie mag nicht so recht, hat Angst vor dem Geschwätz der Leute. Doch den Kinderwagen schieben, das wird mein Geschenk sein zum ersten Geburtstag von Angela und ein doppelwandiger Warmhalteteller für Zwieback mit Banane. Ich werd's den Franken zeigen, von wegen und passt scho!

Mit dieser Romanpassage waren Paul und die anderen zufrieden. Das mit dem inneren Monolog und den fränkischen Einlagen galt als „kreativ“, obwohl ich eigentlich nichts anderes getan hatte, als an Ruth und ihre Windsheimer Schulfreundinnen zu denken.

Ich will jetzt nicht alle Dorstädter Übungen aufzählen, zumal wir die Nachmittage darauf verwandten, einen größeren Text eigener Wahl zu schreiben. Dieser große Text, also eine Erzählung oder gar ein Roman, hieß der Streckentext, im Unterschied zu den kleinen Übungen, die Paul als „Topflappen“ bezeichnete. Mit dem Häkeln von Topflappen fängt bekanntlich – zumindest aus der Sicht von Männern – der Handarbeitsunterricht an.

Nur noch eine von Pauls Übungen, schon mehr ein Zwischending zwischen Topflappen und Pullover. Die Übung nannte sich der „Rollzettel“. Die Aufgabe: Erzähle eine Begebenheit zu vorgegebenen Stichworten!

Jeder schreibt auf einen Bogen Papier zuerst einen Vor- und einen Nachnamen, verdeckt diesen durch Umfalten und reicht den Zettel an den Nachbarn weiter. Es werden nach und nach Alter, Beruf, eine Konfliktsituation, ein Ort und ein Gerät, das in der Geschichte eine Rolle spielen soll, hinzugefügt und eingerollt. Am unteren Ende des Zettels wurde gleich zu Beginn vermerkt, ob es sich um einen Mann oder eine Frau handelt. Diese Daten sind die Vorgaben für den Text, der im Übrigen frei gestaltet werden kann – in 30 Minuten. Mein Rollzettel enthielt folgende Vorgabe:

Marion Weber, 45, Kindergärtnerin, Park, vom Chef unterdrückt, Handy

Ich lasse mir Folgendes einfallen. Ich nenne als erstes den Titel, den ich aber als letztes hinzufügte.

Das Tischgebet

Marion war in Familie Weber das jüngste Kind. Sie hatte in der kleinen Runde, aber auch bei festlichen Anlässen das Tischgebet zu sprechen. Ihr Lieblingsgebet zeichnete sich durch Kürze und einen sympathischen Adressaten aus. Sie sprach es immer mit gesenktem Köpfchen. Durch die häufige Wiederholung war es kaum zu vermeiden, dass sie es mehr und mehr ohne besondere Betonung herunter-schnurrte. Dies fiel aber nicht auf. Sie hatte es auch von Erwachsenen nie anders gehört. Erst als sie die dritte Klasse erreicht hatte, übrigens ohne große Anstrengung, denn sie las und rechnete gerne, kam ihr an dem täglichen Gebet etwas seltsam vor. Warum begann das Gebet mit einem Satzzeichen und zudem mit einem, das sonst nur in der Mitte von Sätzen gebraucht wird, doch nie am Anfang? „Komma Jesus sei unser Gast und segne, was du uns bescheret hast!“

Als Superintendent Joachim Völker und weitere Mitglieder des Kreiskirchenrats den Kindergarten von Alt-Tempelhof-Ost visitierten, rückte mitten im leutseligen Gespräch der Visitierenden mit Marion Weber, der mittlerweile 45-jährigen stellvertretenden Leiterin der Kindertagesstätte, die Mittagszeit heran. Marions Kolleginnen hatten den Tisch gedeckt und das Essen aufgetragen. Es gab die beliebten, wenn auch mit Kleckern verbundenen Nudeln mit Tomatensoße. Das ließ sich abwischen. Davor war Marion nicht bange. Doch würde der Superintendent nun erwarten, dass eines der Kinder das Tischgebet spricht? Oder sollte sie selbst es tun? Sie fühlte sich blockiert. Warum eigentlich? Sie kannte doch mittlerweile viele Tischgebete, sang sogar mit den Kindern das eine oder andere. Und wenn eines der Kinder meinte „Piep, piep, piep, wir haben uns alle lieb. Guten Apetiet!“ sei doch das schönste, ließ sie auch das gelten. Doch dies sagte sie nicht dem Superintendenten und den Mitgliedern des Kreiskirchenrates. Stattdessen ging sie Völker, den sie in seiner frischen Art aus der Ferne gerne mochte, jetzt ein wenig um den Bart: „Könnten denn nicht Sie heute das Tischgebet für die Kinder sprechen?“ Damit hatte der Superintendent nicht gerechnet. Er wollte nicht Nein sagen. Doch er schien zu überlegen, welches Gebet sich für die Knirpse eigne.

Alle setzten sich. Auch der Superintendent und seine Begleiter erhielten einen Teller Nudeln mit Tomatensoße. Völker faltete die Hände

und die Kinder taten es ihm nach. Diese Hürde war genommen! Und dann hob er an: "Komma Jesus sei unser Gast ..." Die Anspannung Marias löste sich in einem zunächst mühsam unterdrückten und dann viel zu lauten Lachen. Der Superintendent sah sie erstaunt, auch etwas indigniert an. Was war an seinem Gebet lächerlich? Sie wollte es ihm erklären, doch sein Handy klingelte. Er musste seine Nudeln stehen lassen. Der Baustadtrat wartete. Zum Rathaus waren es nur wenige Schritte.

Hatte sie sich mit ihrem Lachanfall die Chance verbaut, zur Leiterin der Kindertagesstätte befördert zu werden? Auf dem Nachhauseweg durch den Park traf sie Völker. Er schaute sie an und fragte: „Frau Weber, warum haben Sie heute Mittag bei meinem Gebet so lachen müssen?“ Sie erklärte ihm das mit dem Satzzeichen. Er stutzte, schnurrte den Satz probenhalber „Komm Herr Jesus, - komma Jesus“. Und dann: „Ja, was sich die Kinder bei unseren frommen Worten manchmal so vorstellen? Vielleicht schreibe ich die Geschichte mit dem Komma in den Visitationsbericht. In dem gibt es sonst nie was zu lachen.“

Neben den kurzen Übungstexten, den so genannten „Topflappen“ arbeiteten wir an einem großen Text, von Paul Schuster „Streckentext“ genannt. Blicke man im Bilde, müsste man von einem Wandteppich sprechen. Ich versuchte mich in Dorstadt – im Vorgriff auf die geplante Autobiographie – an einem fiktiven Tagebuch des Widerstands gegen die Stationierung neuer Mittelstreckenraketen in Mutlangen, am Rande der Schwäbischen Alb. Dieser Text über die so genannte Prominentenblockade der amerikanischen Raketenbasis ist dann unter dem Titel „Im Friedenscamp“ in der Zeitschrift „Gewaltfreie Aktion“ erschienen. Das Kreative war, dass ich das ausführliche Tagebuch des kurzen Zeitraums 1. – 3. September 1983 im Nachhinein erfunden habe. Ich bin gelernter Historiker. Als solcher darf ich eigentlich keine Tagebücher zu historischen Ereignissen erfinden. Und es wäre mir auch lieber gewesen, wenn Heinrich Böll, Günter Grass und Peter Härtling, die in Mutlangen dabei waren, vor Ort ein echtes Tagebuch geschrieben hätten. Haben sie aber nicht. In der Not frisst der Teufel Fliegen, und wenn die Literaturnobelpreisträger kein Tagebuch schreiben, dann müssen es eben die Lehrlinge und die Praktikantinnen

tun, wie alt sie auch immer sein mögen. Walter Kempowski hat mit „Echolot“ durch seine Reihung von datierten Texten ganz unterschiedlicher Herkunft bewiesen, dass auch Literatur entstehen kann, wo die einzelnen Autoren dies zunächst gar nicht oder zumindest nicht in dieser Form im Sinne hatten.

In dieser Weise haben jetzt die Betreuer des Theodor-Fontane-Archivs in Potsdam Peter Böthig und Peter Walther Tagebücher aus Brandenburg zu einem Sammelband vereinigt: *Die Russen sind da. Kriegsalltag und Neubeginn 1945*.

In diesem Sinne kann jeder kreativ schreiben – und je mehr man vom Handwerk in der Schule und in Schreibkursen gelernt hat, desto besser.

Ich habe seit 1962 Tagebuch geschrieben und ich bin ziemlich sicher, dass in diesem Archiv der persönlichen Notizen sich auch Texte befinden, die es eines Tages auszugraben lohnt. Es gibt mittlerweile Tagebucharchive und Sammelstellen für Autobiographien.

Gerd Fuchs, ein angesehener Hamburger Autor hat nach einer Lesung im Buchhändlerkeller aus seinem autobiographischen Werk „Heimwege“, mir folgendes geschrieben.

„Ein Schriftsteller ist jemand, der durch Sprache es versteht, im Kopf seines Lesers Gefühle, Bilder, Erinnerungen, Gedanken und noch vieles mehr zu erzeugen. Abgesehen von Talent muss er dafür sein Leben lang gelesen, Formen ausprobiert, Schreiberfahrung gesammelt haben. Das schließt aus, dass einer von heute auf morgen beschließen kann, Schriftsteller zu werden. Erst recht, wenn er schon über die Verrentung hinweg ist...“ Das sagte er ad hominem, der 78jährige zum 73jährigen. *„Tausende von alten Herren überfluten die Verlage mit ihren Manuskripten, und ich schwöre Ihnen (ich habe selber in einem Verlag gearbeitet), sie wandern alle in den Papierkorb.“*

Gerd Fuchs hat Recht im Blick auf die Publikationschancen. Doch ich widerspreche ihm kategorisch für den Fall, dass er meint, damit eine kulturkritische Aussage über den Wert von Autobiographien zu machen. Und hier berufe ich mich auf den einflussreichsten deutschen Schreiblehrer Lutz von Werder, auf sein Buch *„Erinnern, wiederholen, durcharbeiten. Die eigene Lebensgeschichte kreativ schreiben“*. Das kreative Schreiben ist ein kultureller Wert an sich, auch wenn nur Weniges die Ehre der Altäre, also das Erscheinen zwischen zwei Buchdeckeln erlangen wird.

Ob jemand das Tagebuch einer Indien- oder einer Ägyptenreise schreibt oder ob er von einer Radtour durch die Oberlausitz – im Gedenken an Theodor Fontanes „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ - erzählt, er leistet schon allein durch den bloßen Versuch einen mehr oder weniger gelungenen Beitrag zur Kultur der besuchten Region.

Ich habe dieser Tage mein Reisetagebuch aus dem Ägypten des Jahres 1993, als ich mit dem Evangelischen Bildungswerk die dortigen Kopten besuchte, wieder hervorgeholt. Diese 60 Seiten waren und sind kein Aufsehen erregender Beitrag zur Entwicklung der deutsch-ägyptischen Beziehungen und zur Rolle der Kopten in der ägyptischen Gesellschaft. Doch wenn jemand herausfinden möchte, was Touristen damals zu sehen und zu hören bekamen und was sie ignoriert haben und wenn man sich für die Kopten interessiert, dann ist es vielleicht doch eine lesenswerte Quelle.

Wer schreibt, tut es zunächst einmal aus eigenem Bedürfnis. Natürlich hofft man, dass sich früher oder später jemand für diese Aufzeichnungen und Fantasien interessieren wird. Doch dies kann lange dauern und vieles wird vergessen werden und vergessen bleiben. Diese Gelassenheit hat nicht jeder. Wer vom Schreiben leben will, muss den Markt im Auge haben. Dies schließt bei Spitzenbegabungen nicht aus, dass Meisterwerke entstehen. Doch wenn der Anfänger von vornherein darauf bedacht ist, die Lesebedürfnisse einer großen Zahl von Leserinnen zu erfüllen, dann wird er im Erfolgsfall leicht zu dem, was Peter Handke als einen „Lesefutterknecht“ im Dienste der Verlage oder der Fernsehanstalten bezeichnet hat.

Die meisten Absolventen von Schreibkursen und auch die Mitglieder langlebiger Schreibgruppen wissen nicht, ob ihre Texte publiziert werden. Sie schreiben zunächst einmal im Blick auf die kleine Gruppe ihrer Schreibfreunde und freuen sich über deren Anerkennung. Manchmal schreibt man auch im Blick auf eine potentiell große Leserschaft einen Text, von dem man annimmt, dass er so wichtig ist, dass er es rechtfertigt, die vorhandene große Zahl von Meisterwerken zur Seite zu legen und diesen neuen Text, diese creatio ex nihilo, zu lesen.

Der Autor sollte sich immer fragen: Darf ich meinen Lesern die Zeit stehlen, die sie auch auf die Lektüre von Klassikern der Weltliteratur verwenden könnten? Mir haben mehrere gebildete Freunde gesagt: Diesem Anspruch werde ich nie und nimmer genügen und darum lasse

ich die Finger vom kreativen Schreiben. Das ist eine ehrenwerte Aussage, aber das Aktuelle und einen persönlich Betreffendes haben ihren eigenen Wert in der Konkurrenz mit dem Klassischen.

Darum behaupte ich: Die Lektüre der Blechtrommel ist kein Ersatz für die Lektüre eines von Günter Grass ungeschriebenen Tagebuchs der Prominenten-Blockade in Mutlangen im September 1983.

Damit jetzt niemand enttäuscht ist, sage ich vorweg: Mein Dorstädter „Streckentext“ zum Friedenscamp in Mutlangen ist – als erster Versuch – kein Meisterstück. Das ist eine Lehrlingsarbeit, aber sie ist lesenswert, wenn man sich vergegenwärtigen will, wie im Herbst 1983 die Sicherheitslage in Deutschland eingeschätzt wurde und zu welchen Handlungen diese Einschätzung in der Friedensbewegung geführt hat. Das sollte man nicht zusammenfassend auf den Begriff bringen, sondern davon muss man erzählen.

Ganz unbescheiden lese ich jetzt den Anfang meines erinnerten Mutlanger Tagebuch „Im Friedenscamp“.

Mittwoch, 31. August 1983

Der Aufbruch von Alt-Tempelhof-Ost

„Ich habe meiner Mutter einen Abschiedsbrief geschrieben“, gesteht Anja Mücke. Die 23-jährige Erzieherin gestaltet in der Evangelischen Kirchengemeinde Alt-Tempelhof-Ost (ATO) den Kindergottesdienst und gehört zu unserer ATO-Friedensgruppe. Ich erschrecke bei dem Wort „Abschiedsbrief“. Was geht in Anja vor? Auch die anderen blicken sie erstaunt an. Sie hat es ihrer Mutter nicht zu sagen gewagt, dass sie mit drei anderen aus der Kirchengemeinde nach Mutlangen fährt, um am 1. September 1983 um 5.45 Uhr, 44 Jahre nach Beginn des Zweiten Weltkriegs, an der Blockade der Zufahrt zum amerikanischen Raketendepot teilzunehmen. „Meine Mutter hätte sich furchtbar aufgeregt. Sie hätte mich bestürmt: Bleib hier!“ Ihr Freund, der sie auf den Parkplatz der Kindertagesstätte in der Götzstraße 24 gebracht hat, legt ihr den Arm um die Schulter. „Ich wäre so gerne mitgefahren, doch mitten in der Woche geht das nicht.“ - „Aber Du hast mir versprochen, die entliehenen Bücher zurückzugeben.“ Er nickt, und ich erschrecke wieder. Ich fühle mich verantwortlich. Da hat sie doch wahrhaftig aus den Büchern kleine Stapel gebildet und dem Freund erklärt, welcher Freundin er welche Bücher zurückbrin-

gen soll. War das eine Empfehlung aus dem Berliner Training zur Vorbereitung auf den Sitzprotest, oder entsprang dieser Wunsch, ihr junges Leben im Ernstfall zu einem geordneten Abschluss zu bringen, einer allzu lebhaften Phantasie? Um Himmels willen! Mein Kalender ist auch in den nächsten Wochen voll von Terminen. und ich bin glücklich damit. So nähere ich mich meinem Vorbild Abraham Johannes Muste, dem Reisesekretär der amerikanischen Fellowship of Reconciliation. Der hat seinen Beruf als Peace Agitator angegeben. Das wäre ich gerne: ein Friedensagitator. Doch die Wirklichkeit sieht anders aus: Du bist Professor am Otto-Suhr-Institut der Freien Universität und lehrst Friedens- und Konfliktforschung. Friedensagitation ist aufwändige Nebentätigkeit. Jetzt sind Semesterferien, und so kannst du mitten in der Woche zu einem Raketenstandort reisen und an einem Sitzprotest teilnehmen. Doch in sechs Wochen beginnt das Wintersemester. Da hast du vier Kurse angekündigt. Gewiss allesamt zu Friedens- und Umweltthemen, doch als Beamter hast du nun mal deine Pflichten; die musst du ernst nehmen. Für das Geld der Steuerzahler musst du gute Arbeit leisten.

Meine Sorge ist dabei weniger, dass wir in Mutlangen von der Polizei weggeschleppt, festgenommen, erkennungsdienstlich behandelt, vor Gericht gestellt und zu einer saftigen Geldstrafe verurteilt werden können. Zwanzig Tagessätze sind das Übliche. Das ist alles kalkulierbar. Doch ich frage mich: Wie groß ist die Kriegsgefahr wirklich? Übertreiben wir nicht, wenn wir genau zu dem Zeitpunkt, an dem Hitler - wie er das formulierte - nach Polen „zurück geschossen“ hat, mit der Blockade der Raketenbasis beginnen?

Darüber will ich in Mutlangen mit Menschen meines Alters und auch mit denen sprechen, die zur älteren Generation gehören. Auf die Frage nach der Wahrscheinlichkeit eines Krieges - im Falle der Stationierung neuer Raketen - habe ich keine klare Antwort. In unserer ATO-Friedensgruppe gehört nur Christel Engler zur Generation derjenigen, die den Bombenkrieg als Erwachsene erlebt haben. Ich war noch ein Kind, als Stuttgart brannte. Wir waren nach Münsingen evakuiert worden. Doch noch über 60 Kilometer Entfernung war bei Nacht der rote Schimmer am Himmel über Stuttgart wahrzunehmen gewesen. Christel Engler beteiligt sich an einem Schweigekreis vor der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche und sie reiht sich in Friedenskettten, wenn es gilt, die Botschaften verfeindeter Regierungen zu ver-

binden. Doch sie trumpft nie auf mit einer Analyse der Lage. Auf der letzten Demo hat sie mit Hausfrauenlogik die großkopften Strategen durch den Kakao gezogen: „Keine neuen Raketen, bevor die alten nicht aufgebraucht sind“, stand auf dem Plakat, das sie sich umgehängt hatte.

Es wärmt mich, dass diese Frau im Alter meiner Mutter im Morgenrauen in Trenchcoat und Wollschal vor dem Gemeindehaus steht.

Mein erster Kurs mit Paul Schuster war leider auch schon der letzte. Ich wäre wie manche andere Teilnehmerin im nächsten Jahre gerne wieder gekommen, doch Paul starb ganz überraschend im Frühjahr des Jahres 2004 an einer Blutvergiftung.

Einige Ehemalige beschlossen die Tradition fortzusetzen und sich im Sommer wieder in Dorstadt zu einer nun selbst organisierten Schreibzeit zu treffen. Obwohl Frischling in der Runde der Schreibfrauen wurde ich freundlich kooptiert und war dann von 2004 bis heute immer wieder bei den Schreibzeiten in Dorstadt dabei. Wir waren meist zu sechst oder acht, schrieben tagsüber unsere Texte, wandelten zwischendurch im Obstgarten und durften bei den Mirabellen und Brombeeren auch zugreifen, und abends las dann immer jemand aus seinem Streckentext vor. Wir haben aber auch einzelne Themen wie z.B. die Erotik im Roman – selbstverständlich mit Textbeispielen – behandelt. Ich habe einmal über das Tagebuch als literarische Form gesprochen.

Und das Jahr über haben sich die Berliner unter den Dorstadtreisenden so alle drei Wochen zur Besprechung ihrer Texte privat zu einem Abendessen und anschließender Lesung getroffen. Dazu bringt man den Text - meist ein Kapitel aus einem Roman - in Kopien mit, liest ihn vor, und anschließend wird das Verlesene im Ganzen und in den sprachlichen Details erörtert. So fungieren wir als Lektorenkollektiv. Hinzu kommt der Erfahrungsaustausch zum Literaturbetrieb. Wir verfügen mittlerweile alle über publikationsreife Texte, finden jedoch keine publikationswilligen Verlage oder müssen missliche Erfahrungen mit Kleinverlagen und Literaturagenten verarbeiten.

Darüber will ich jetzt nicht sprechen, obwohl mir dieser Erfahrungsaustausch wichtig war und ist. So gewinnt man ein realistisches Bild von den Schwierigkeiten, sich als Schriftsteller durchzusetzen. Dabei befinde ich mich in dieser Runde in einer vergleichsweise kom-

fortablen Position, weil ich als Sachbuchautor bereits Erfolg hatte und für mein Selbstwertgefühl nicht darauf angewiesen bin, nun auch noch mit literarischen Texten Anerkennung zu finden. Doch seien wir aufrichtig, wir träumen alle von dieser Anerkennung.

Das darf man auch, sofern man daneben die tatsächlichen Verhältnisse realistisch einzuschätzen vermag. So gesehen, genügen mir und meinen Schreibfreundinnen die Freude am gelungenen Text und mir die vage Hoffnung, dass die Enkel eines späten Tages dann doch noch meine Typoskripte entdecken könnten.

Im Übrigen gestatten die elektronischen Medien es mittlerweile, auch umfangreiche Texte kostenlos per E-Mail zu versenden oder sie ins Netz zu stellen. Man braucht nicht mehr unbedingt einen Verlag, um von Hunderten oder gar Tausenden gelesen zu werden. Doch ich hänge nach wie vor am sorgfältig edierten Buch und ich mag nicht den Fuchs der Fabel imitieren, der die zu hoch hängenden Trauben nach vergeblichem Anlauf als zu sauer deklarierte. Ich gebe zu, auch ich träume vom Buch. Und ich höre immer wieder Stimmen von Freunden, die mir mitteilen, dass es ihnen keinen Spaß macht, auf dem Bildschirm zu lesen.

Mein aktuelles Interesse am kreativen Schreiben besteht in erster Linie darin, dass ich lernen möchte, gefällig zu schreiben. Es soll den Lesern – aus stilistischen Gründen – Freude machen, das zu lesen, was ich ihnen in – sagen wir es ruhig – in moralischer Absicht mitzuteilen suche. Ich möchte mein Wissen auf dem Felde der Friedens- und Konfliktforschung so breit wie irgend möglich streuen. Doch ich weiß aus Erfahrung, dass dies allein mit Sachbüchern nicht möglich ist. Die Liste meiner Publikationen umfasst sehr viele Titel. Fast alle vergessen! Und darum hoffe ich, dass es mir noch gelingen wird, über meine Erfahrungen in der Friedens- und Ökologiebewegung so zu schreiben, dass die Menschen es zunächst aus purer Lust am Text lesen und dann vielleicht auch noch auf meine gediegenen Sachbücher und Aufsatzsammlungen zurückgreifen werden. Ich kenne aber kein Beispiel für einen solchen Erfolg.

Dennoch, dieses Ziel verfolge ich seit 8 Jahren. Ich habe an Schreibkursen in Schrobenshausen, in Alterode und Wolfenbüttel teilgenommen und ich bin in Berlin Mitglied zweier weiterer Schreibgruppen geworden. Genug Stoff für eine Vorlesungsreihe über kreatives Schreiben, aber ich habe mit Birgit Bauer ausgemacht, dass ich

mich kurz fasse und jetzt nicht noch weitere mehr oder weniger gelungene Übungstexte vorlese. Ich möchte Gelegenheit geben, mich zu befragen und dann kann ich auch noch mehr sagen zu meinen Erfahrungen in der Schreibgruppe um Wolfgang Rill, die sich wöchentlich Mittwochabends für drei Stunden zum Schreiben und sofortigen Vorlesen und Kommentieren der Texte trifft. Diese Gruppe kenne ich seit fünf Jahren und seit zwei Jahren bin ich auch noch Mitglied der deutsch-englischen Creative Writing Group, die sich immer am ersten Freitag des Monats im Buchhändlerkeller in der Carmer Straße trifft, um sich Texte vorzulesen, Lyrik und Prosa, deutsch und englisch. Und am ersten Freitag im Dezember stellt sich dann die ganze Gruppe mit Mustertexten vor, veröffentlicht in der Broschüre „Schreiben in Berlin“.

Ich könnte also weitere Einblicke geben in eine Kultur des kreativen Schreibens in Berlin. Das will ich jetzt nicht tun, weil es einer guten Tradition der von Birgit Bauer gegründeten Leselounge zuwiderliefe. Sie hat bisher immer erfolgreiche, zumindest publizierte Autoren aus ihren belletristischen Texten vorlesen lassen.

Ich habe heute Abend Anfängerübungen und Anfängertexte vorgelesen. Ich möchte jetzt zum Schluss noch einen Text zu lesen, mit dessen literarischer Qualität ich einigermaßen zufrieden bin.

***Auf der Suche nach dem geglückten Tag
oder
Das Geschenk Xanthippens***

Es ist Ende März, und Walter schlägt den Weg ein, der ihn aus dem Kurpark schleunig hinaus und hinauf zum einsamen Scheibenberg führt. Er will sich dort wieder an seinen „Schreibtisch“ setzen und in den „Drei Versuchen“ Peter Handkes lesen. Dieser Tisch unterm Birnbaum ist aus Bohlen gezimmert, die Bank aus einem der Länge nach gespaltenen Stamm. Die Kurverwaltung von Bad Windsheim dachte an einen Vespertisch für Wanderer; doch so zeitig im Jahr kommt hier selten einer vorbei.

Die Frontscheibe eines PKW, der durch den Talgrund fährt, blitzt auf. Der frische Wind streicht Walter über die Schläfen und durch die Haarspitzen, und es ist angenehm, so erhöht in der Sonne am Abhang zu sitzen und zu lesen.

Er blickt auf von Handkes „Versuch über den geglückten Tag“ und denkt an Margot, die sich jetzt im Kurpark um ihre gebrechliche Mutter müht, während er hier oben ungestört seinen Urlaub genießt. Es ist unfair, die Rollen so zu verteilen. Ein uraltes Spiel? Doch was wäre geschehen, wenn Sokrates die Vorhaltungen seiner Gattin beachtet hätte? Walter stellt sich Xanthippe als schöne, als eine lebenswürdige Frau vor, die zwar gemurrt, aber darauf verzichtet hat, sich durchzusetzen. Und die Nachwelt hat es ihr nicht gedankt. Ihr wurde kein Denkmal gesetzt; für sie wurde keine Büste erfunden wie für ihren angeblich knubbelnasigen Gatten. Und Xanthippe wurde nicht zum Inbegriff des Kosenamens.

Walter liest ein zweites Mal den Anfang von Peter Handkes Essay. Todesahnung unterbricht das Gegaukel der Idee vom Glück und der berühmte Autor fragt sich: Sollte der Versuch über ihn, diesen geglückten Tag, mit einer grundanderen Einstellung, jener des Galgenhumors neu aufgenommen werden? Lässt sich für das Glücken des Tages eine Linie, diese von William Hogarth in seine Palette geritzte line of beauty and grace überhaupt finden?

Bei solcher Lektüre ist Walter, ein pensionierter Professor wieder ein Anfänger, ist noch einmal Student. Er träumt: „Ja, Handke zu lesen, ist eine deinem Alter gemäße Form des Vokabellernens. Du liest dich ein in die Kunst der langen Sätze und du fängst an zu notieren an ganz beliebiger Stelle: ein leuchtendes Muster, ein nachhaltiger Duft“.

Der Tag kann nicht glücken ohne das Wagnis, ihn mit Loben zu beginnen. So ist Margots neunzigjährige Mutter es gewohnt, Luthers Morgensegen zu beten. Doch Walter ist dieser Morgensegen im bayrischen Gesangbuch zu miesepetrig. Den guten Engel an der Seite wünscht sich jeder. Doch muss man schon bei Sonnenaufgang daran denken, wie unheilschwanger das Leben ist und der altböse Feind gar überall auf dich lauert? Sind wir denn Kaninchen, die ständig die Ohren spitzen? Lass Handke sprechen: „Spatzen landeten im Gebüsch, wieder einmal die Vögel des rechten Moments.“

Erst gegen Abend verlässt Walter seinen Schreib- und Lesetisch und steigt über die Kalkschichtungen und vorbei an Wolfsmilchgewächsen zum oberen Rand des Scheibenberges hinauf. Hinter den Schlehenbüschen, unter denen die Kaninchen ihre Höhlen in den Mergel gegraben und diesen zu kleinen Halden ausgeworfen haben, zieht sich ein Höhenweg, der einen weiten Blick über die Kuppen und Täler ge-

währt. Walter richtet sich auf und atmet tief durch: „Du bist dem Frühling in die Arme gereist. Tierpaare, wohin du blickst. Im Schlehdorn turnen die Blaumeisen und zum Fichtenwald streichen krächzend zwei Elstern. Seltsame Vögel. Sie können nicht singen. Fehlt ihrem schwerfälligen Flug nicht jede Eleganz? Und ein sonderlich schmückendes Federkleid nennen sie auch nicht ihr Eigen. Und dann nennt man sie auch noch ‚diebisch‘. Gibt es denn keine Fabel, die sie von der Mär befreit, in ihren Nestern seien silberne Löffel und Ringe zu finden?“

Zwei Feldhasen richten sich auf, beäugen Walter und nehmen Reißaus. Er kennt die niedrige Kohlsorte nicht, der sie zugesprochen haben. In der Luft Vogelgesang und von der Landstraße her Feierabendmotorengebrumm. Vor ihm am Schlehdornhag ein rotbrauner Falter - nicht gaukelnd, sondern, wie ihm scheint, auch er zu einem zweiten Falter zielstrebig unterwegs.

Im Abendsonnenschein liegt am Fuße des Scheibenbergs die Gräf, ein sich zwischen zwei Weihern erstreckender Eichenhain. Durch diesen will er in den Kurort zurückkehren. Beim Abstieg findet er an einem windgeschützten Einschnitt im Hang die ersten grünen Blattspitzen an den Zweigen. Er stellt sich unter einen alten Apfelbaum mit Höhlen im morschen Stamm. Hier könnten selbst Käuzchen nisten. Auf einer Seite steigt der Saft noch nach oben. Viele wilde Triebe, Saugzweige, wie sein gärtnernder Vater zu sagen pflegte. Man müsste den Baum entschlossen aussägen, um wieder ernten zu können. Doch vielleicht ist es nur Mostobst. Wahrscheinlich waren es die Schafe, welche das Gras unter den alten Apfelbäumen abgeweidet und die letzten Äpfel gefressen haben. Doch jetzt üppige Veilcheninseln im grauen Grashalmgewirre.

Walter folgt mit den Augen der Linie, welche die Vögel beschreiben, wenn sie das Tal überfliegen oder auch nur zu einem abseits stehenden Baume wechseln. Gibt es im Vogelflug auch eine solche line of beauty and grace, wie sie Hogarth und Handke für ihre Kunstwerke suchen? Keiner der Vögel fliegt wie ein Pfeil oder ein Stein geradeaus in berechenbarer Kurve. Der Riese hätte die List des Schneiderleins, der beim Wettkampf statt eines Steins einen Vogel in die Luft geschleudert hatte, eigentlich durchschauen müssen. Jeder Vogel entwickelt beim Abflug seine eigene, wogende Linie, und am deutlichsten ist dies beim Flug der Elster über das freie Feld. Ihr langer Schwanz ver-

langt immer wieder einen neuen Aufschwung, dem sich unweigerlich ein Absinken anschließt. Ihrem Flug zu folgen ist leichter als dem Schwirren der Stare. Doch Walter meint sie nun wahr zu nehmen, diese *line of beauty and grace* im Vogelflug, in einem jeden und besonders dem der Elster.

Er verlangsamt den Abstieg und geht am warmen Hang auf gleicher Höhe bleibend einen Fichtenrain entlang. Die weit geöffneten Zapfen knacken hell unter seinen Sohlen. Und laut warnend, den Abendfrieden schreckhaft unterbrechend, schwirrt eine Amsel ab, die im Unterholz und Laub gestöbert hat, Flügelschlag und Zungenwirbel in heller Erregung, dennoch aufeinander abgestimmt. Man traut solche Panikmache dem Frühlingssänger gar nicht zu, wenn er in sicherer Höhe auf einer Weide sitzt und sein Abendlied ertönen lässt.

Walter versucht, sich in das Gezwitscher hineinzuhören. „Was wir ein Vogelkonzert nennen, sind die Tonfolgen von Solisten. Ob sie auf andere als die eigenen Artgenossen überhaupt achten? Höre längere Zeit auf die hohen Stimmen der Lerchen und sie klingen aufdringlich. Dann weißt du das Elstermeckern und das Krächzen der Rabenvögel zu schätzen.“

Und so mit der *coincidentia oppositorum*, dem Einklang der Gegensätze, spielend ist Walter geneigt, sich zu einem „geglückten Tag“ zu gratulieren. Und selbst in den vom Wind verwehten Kondensstreifen der Flugzeuge am Abendhimmel nimmt er noch Hogarths *line of beauty* wahr.

Und wahrscheinlich hätte er dies auch in sein Tagebuch geschrieben, wenn ihm bei dem Versuch, es zu tun, nicht plötzlich aufgefallen wäre, dass er seinen Füllfederhalter vermisst. In der Brusttasche des Anoraks, wohin er ihn immer steckt, ist er nicht, und der Reißverschluss steht offen. Dennoch kann Walter sich nicht erklären, wie der Füller aus der Tiefe der Tasche nach oben geraten und heraus gefallen sein könnte.

Margot, der er es am Abend gesteht, ist dies weniger schleierhaft. Sie erkennt sogleich ein für ihren Mann so typisches Fehlverhalten. „Warum hast Du den Reißverschluss nicht zugezogen? Dazu ist er doch da.“ Und als ob er sich dies nicht bereits selbst gefragt hätte, legt sie gleich noch nach: „Du denkst immer nur an dich und an das, was dir gefällt. Jetzt überlegst du, ob du am Sonntagmorgen eine Vogelwanderung mitmachen könntest, um Vogelstimmen zu erkennen. Als

ich vor zwei Jahren an einer solchen Wanderung durch die Döberitzer Heide teilnahm, bleibst du am Schreibtisch hocken, statt mich zu begleiten.“

Walter hält den Schnabel und bedenkt die Chancen, den Füller wieder zu finden. Sein Notizbuch dokumentiert, an welcher Stelle er zuletzt etwas aufgeschrieben hat. Es war das schreckhafte Abschwirren der Amsel kurz hinter dem Fichtenrain mit den knackenddürren Zapfen. Danach war er quer über einen Acker mit Wintersaat gezogen, um auf kürzestem Weg in den Eichenhain zu gelangen. Eine schwierige Stelle war der Abflussgraben gewesen, der den oberen Gräfweiher mit dem unteren verbindet. Mit seiner künstlichen Hüfte konnte er den zwei Meter breiten und einen guten Meter tiefen Graben, über den Grassoden hingen, nicht überspringen. Fließendes Wasser führte der Graben nicht mehr. Es standen nur noch flache Lachen zwischen halbwegs trockenen und mit Laub bedeckten Partien.

Walter war den Graben ein gutes Stück entlang gegangen, bis er eine Stelle gefunden hatte, an der er im Grabenbett nicht einzusinken drohte und an welcher er sich auf der anderen Seite auch wieder hoch hangeln konnte.

An dieses Manöver denkt er während der Vorhaltungen Margots und überlegt, ob er bei Tagesgrauen aufstehen und die letzte, im Notizbuch nicht mehr beschriebene Strecke noch einmal abgehen sollte. Er war erst im Abenddämmer zurückgekehrt. Zwei Joggerinnen waren ihm noch begegnet. Auf dem kurzen Gras des Pfades unter den Eichen musste ein schwarzer Füller mit goldenen Rändern und einem in die Kappe eingelassenen goldenen Pelikan leicht zu erkennen sein. Über solchen Erwägungen schläft Walter ein.

„Lange nach Mitternacht, aber noch vor dem ersten Vogelruf“. Um seinen Ärger zu dämpfen notiert Walter diesen Satz aus Handkes Tagebuch „Am Felsfenster morgens“, als er kurz vor vier Uhr von den lauten Stimmen erwacht, die durch die geöffnete Tür des Fernsehraums der Pension dringen. Man kann sich dort mit Bier und Wein selbst bedienen. Nach einer halben Stunde wird es ruhig. Er schaltet seine Nachttischlampe wieder aus und versucht weiterzuschlafen. Margot ist glücklicherweise nicht aufgewacht, und er hat die Zeit genutzt, um zu lesen und um weiter über die Suche nach dem verlorenen Füllfederhalter zu sinnieren. Er stellt sich das Wiederfinden vor, als sein „Glück auf!“ für den ganzen Tag. Ihn verfolgt Margots Kritik.

Selbst der Gedanke an das Auffinden des Füllers bleibt nicht frei von Ressentiments. Margot hat ihm den teuren Füller zu Weihnachten geschenkt, und er hat darin ein Stück Anerkennung seiner Schreiberei gesehen. Nur selten kommentiert sie seine Texte. Er meint, sie könnte neugieriger sein. Er wird einen neuen Füller kaufen, sogar dasselbe Modell. Doch auch so hinterlässt der Verlust eine Narbe.

Um 6 Uhr, der günstigsten Zeit für Vogelwanderungen, wie Margots Mutter sich gestern Abend noch erinnerte, steht Walter auf und fährt mit dem Auto in die Gräf. Er eilt als erstes zu dem Platz, an dem er den Verbindungsgraben zwischen den beiden Karpfenteichen überwunden hat. Er findet die Stelle, weil am Jogging-Pfad eine Linde gefällt worden ist. Die helle Schnittfläche weist im Kern eine runde, schwarze Höhlung auf. Hier biegt er im rechten Winkel zum Graben ab, kann aber den Füller nirgends entdecken. Und dann ist er nicht mehr sicher, dass er die Übergangsstelle auch tatsächlich getroffen hat. Er meint sich zu erinnern: Kein Eichenlaub bedeckte hier den Grabengrund. Seine Schuhe sind in den mit Mergel durchsetzten Kies eingesunken. Sie müssen eine Spur hinterlassen haben. Er geht noch einige Schritte grabenaufwärts bis zu einer ähnlichen Furt und erblickt den Abdruck seiner Sohlen im feuchten Mergel. Und wirklich: Hier liegt der Füller auf seiner Seite des Grabens direkt vor ihm, oben auf und zwar an der Stelle, an welcher er sich über die herab hängenden Grassoden und Wurzeln nach oben gezogen und mit der Brust auf der Oberkante einen Moment flach gelegen hat.

Jetzt bückt er sich nur und greift zu. Ohne eine sichtbare, sogar ohne fühlbare freudige Erregung. Das wundert ihn. Er ist ganz allein in dem Eichenhain. Niemand, der seine Erleichterung beobachten und sich mit ihm freuen könnte. Jedem Jogger hätte er sich mitgeteilt und ihm das edle Stück gezeigt. So eilt er zurück und sitzt kurz darauf wie üblich, sogar eine halbe Stunde früher als gestern mit Margot am Frühstückstisch.

Eventuelle Zugabe

Das schwierigste Thema beim Erlernen des kreativen Schreibens ist die Erotik. Paul Schuster meinte, ohne die ginge es nicht. Und es gab

Schreibschülerinnen, die zu berichten wussten, dass er zum Ärger seiner Gattin bis ins hohe Alter immer wieder versucht habe, in Dorstadt seinen Erfahrungsschatz aufzufrischen und zu erweitern.

Einerseits gebe ich Schuster darin recht, dass die erotische Spannung ein unverzichtbares Element des kreativen Schreibens ist, aber andererseits sind manchmal die schönsten Liebesgeschichten diejenigen, bei denen zwar nicht wie in den alten Filmen die Kamera nach dem Kuss zur Seite schwenkt, aber doch die erotische Spannung sich in der Phantasie der Beteiligten aufbaut, ohne dass es unbedingt und schnurstracks zur Sache gehen müsste.

Auch ich wurde in den Schreibgruppen motiviert, zum Thema Erotik etwas zu schreiben. Das ist eine Gratwanderung. Und der Autor hat immer zu bedenken: Ehefrau liest mit und achtet bei der Erotik von vornherein weit weniger auf den literarischen Stil als auf die eventuellen oder tatsächlichen Bezugspersonen. Etwas in der Art von „Werthers Leiden“, das geht, aber von so was wie „Wahlverwandtschaften“ könnte ich nur abraten.

Doch um eine Kostprobe will ich mich nicht drücken. Ich lese eine Passage aus dem autobiographischen Bericht „Von der Freiheit des Studierens an fünf Universitäten“.

Tea for Two

Das 5. Semester meines Studiums der Geschichtswissenschaft, der Germanistik und Anglistik wollte ich in London verbringen, vornehmlich, um die Sprache zu lernen. Einen Studienplatz suchte ich durch persönliche Vorsprache am Queen Mary College, wo mein Schulkamerad Hans-Georg Meja bereits studierte, zu erlangen. Die Londoner Theater und Museen lockten mich mehr als alles andere. Der Schulfreund würde mich an Victoria Station abholen, und ich würde ein Quartier finden im Studentenheim der britischen Dependence des Deutschen Vereins Christlicher Junger Männer. Alles bewegte sich auf sittsamen Bahnen.

In der Nacht vom 19. auf den 20. März 1958, also von Freitag auf Samstag, ging ich auf große Fahrt. Die ganze Familie begleitete mich zum Stuttgarter Bahnhof. Ich hatte meinen Matchesack umgehängt. Mein Vater verfrachtete den großen Koffer im Gepäcknetz, meine Mut-

ter weinte, die Brüder winkten. Ich schob das Fenster nach oben, setzte mich erleichtert. Sich jetzt noch gegen die Reise zu sträuben, wäre sinnlos gewesen. Die Kraft des in die Nacht stürmenden Zuges riss mich fort. Bei der wilden Erregung meiner Lebensgeister kam ich wie von selbst mit einer gegenüber sitzenden jungen Frau ins Gespräch. Eine Südafrikanerin, wohl eine richtige Weltenbummlerin. Mein Schulenglisch war holprig und steif. Sie zeigte mir kurzerhand ihren Pass. Commonwealth. Ein Visum nach dem anderen und die Stempel der Zollstationen. Ich war beeindruckt. So viel Erfahrung! Dagegen mein Pass, jungfräulich, grasgrün.

Zuletzt war Lou Ann Segal¹ mit Freunden im Camping Bus durch Spanien, Frankreich und Deutschland gereist. Ob man einem Menschen nach einer solchen Tour – von außen – die Abenteuer ansieht? Laut Pass war sie so alt wie ich, doch sie kam mir erwachsener vor. Keine Studentin. Hatte sie in Südafrika einen bürgerlichen Beruf? Ich fragte nicht. Jetzt war sie eben unterwegs. Ein paar Ersparnisse? Einkünfte über Gelegenheitsjobs?

Und wie sah sie aus? Braune Naturlocken, ein sonnengebräuntes, ebenmäßiges, man konnte schon sagen sehr hübsches Gesicht. Ein voller, großer Mund und kühn geschwungene Augenbrauen. Alles natürlich, nicht zurechtgemacht.

Dass es im Englischen in der Anrede nur das Du gibt, war mir angenehm. Dass ich mich am Verspeisen ihrer Schokoladentafel beteiligte, war so selbstverständlich. Help yourself! Greif zu! Ihre Gesten hatten etwas Frisches, Verständiges. Sie passten nicht zu meiner Vorstellung einer mondänen Reisenden, doch solche trifft man auch nicht mit leichtem Gepäck im Zweite-Klasse-Abteil eines Nachtzuges - mit einem Fährhafen als Ziel. Lou Ann war kein sanftes Pflänzchen. Sie konnte zupacken. Als ich meinen schweren Koffer an die hundert Meter vom Zug durch die Zollhalle zum Schiff schleppen musste, fasste sie mit in den Griff und ihre warme, weiche Hand berührte die meine.

Die Fahrt über den Kanal hatte ich mir aufregender vorgestellt. In meiner Abenteuersucht hatte ich mir einen Sturm gewünscht, Wind und Wellen, wie sie einst die spanische Armada scheitern ließen. So aber fütterten Lou Ann und ich die Möwen mit meinen reichlich vorhandenen Vesperbrotchen. Kreischend erhaschten sie unsere Brocken

¹

Nachname geändert

meist noch im Flug. Wir riefen uns bei den Vornamen, als ob wir uns schon als Kinder gekannt hätten.

Und dann tauchten die Kreidefelsen von Dover auf. Mich überkamen historische Gefühle. War hier Caesar mit seinen Legionen gelandet oder hatte er eine sanftere Strandpartie bevorzugt? Wie auch immer, hier musste ich mich fotografieren lassen und natürlich mit meiner neuen Reisebekanntschaft. Kalt blinkte die Sonne auf den Wellen und immer breiter und höher stiegen die Kreideklippen auf. Ich war in gehobener Stimmung. Doch Lou Ann, die ihren Mantel in der überheizten Cafeteria der Fähre gelassen hatte, schien zu frieren. Ich drückte sie eng an mich und freute mich, ihre bisherigen Freundlichkeiten so erwidern zu können. Ein Rekrut, der seinen ersten Heimaturlaub antrat, fotografierte uns und seinen Kameraden. Zu dritt wirkte das Foto – trotz der Umarmung – nicht ganz so intim.

Bevor wir Victoria Station erreichten, tauschten Lou Ann und ich unsere Telefonnummern aus. Und nun müsste ich eigentlich zunächst einmal berichten, welchen Eindruck London mich auf mich machte, als Hans-Georg an den nächsten Tagen mit mir einige der obligatorischen Sehenswürdigkeiten besuchte: den Buckingham Palace, die Houses of Parliament mit Big Ben, White Hall, Downing Street No 10 und Westminster Abbey. Wir fuhren zum Trafalgar Square, standen vor der Nelson-Säule, bummelten durch Soho und verfolgten den Wechsel der bunten Lichtreklamen am Picadilly Circus. Am folgenden Tag, einem Sonntag, besuchte ich schon allein einen Gottesdienst in Westminster Chapel und konnte zu meiner Genugtuung der Predigt folgen. So ein Pfarrer spricht eben langsam und deutlich, und der Text, den er auslegte, war mir bekannt.

Ich fand mich im Londoner Stadtplan, mit den U-Bahnen und den Bussen schnell zurecht, doch unheimlich war mir, dass diese Londoner, von denen ich außer Hans-Georg keinen kannte, an mir nur so vorübergingen. In Stuttgart oder selbst im kleinen Tübingen war es kaum anders, aber hier in London fiel es mir auf. Mein einziger echter Anhaltspunkt war allein Lou Anns Berührung meiner Hand beim Abschied gewesen. Ich hätte sie in Victoria Station gerne noch einmal in den Arm genommen wie auf dem Schiff, aber das traute ich mich dann nicht. Damals waren das Umarmen und das Berühren der Wange des anderen auch noch nicht üblich. Ich kannte es jedenfalls aus meiner Familie nicht.

Warum war mir diese Berührung ihrer Hand so wichtig? Was ich dabei empfunden hatte, passte so gar nicht zu meinem Selbstverständnis, zu der Vorstellung, dass man im Boxring wie im Leben seinen Mann zu stehen hat. Was mir in London – und beim Gedanken an Lou Ann – in den Sinn kam, war so gar nicht heroisch; es war Andersens Märchen vom Mädchen mit den Schwefelhölzern. Mir war, als ob ich in ihr, in dieser sonnengebräunten, dieser zupackenden Lou Ann, eine kleine Flamme hätte, um mich zu wärmen.

Ich sah sie wieder. Bei meinen Versuchen, einen Studienplatz zu ergattern, musste ich bis nach Ostern warten. Die Dekane waren nicht zu sprechen und ich nutzte die freien Tage, um im British Museum an kostenlosen Führungen und den zugehörigen Vorträgen teilzunehmen. Ziemlich wahllos beteiligte ich mich an allem, was angeboten wurde, ob es der Aufstieg und Fall von Assur, die römische Herrschaft in Britannien oder die Entwicklung der Schrift von den Keilschrifttäfelchen bis zum griechischen Alphabet war. Mir war die Hauptsache, dass klar und deutlich Oxford Englisch gesprochen wurde. Ich konnte den Vorträgen folgen, während ich Dialoge im Kino nicht verstand und mich auch schwer tat, jemand auch nur zu einer Tasse Tee einzuladen.

Lou Ann war mir mehr als ein Schwefelhölzchen. Sie war noch auf Job-Suche und hatte Zeit. Museumsbesuche waren nicht ihre Sache, aber sie begleitete mich beim Bummel durch große Kaufhäuser und als ich bei Burton Tailoring einen Anzug bestellte. In England kauft man nicht von der Stange. Man sucht den Stoff aus und dann wird man vermessen. Der Verkäufer sagte etwas Anerkennendes zu meinen breiten Schultern und den schmalen Hüften. Na ja, ich war eben durchtrainiert. Lou Ann machte es Spaß, mich zu beraten. Sie stellte mich im Overseas Visitors Club einigen jungen Frauen vor, die im Showbusiness und als Fotomodelle Fuß zu fassen suchten. Ich kapierete nicht so ganz, warum sie mit mir so angab, aber ich ließ es mir gerne gefallen. Sie selbst hatte in London kein ehrgeiziges Ziel. Sie wollte nur etwas Geld verdienen, um weiter durch die Welt vagabundieren zu können. Quartier hatte sie in Earls Court bei einem Zahnarzt gefunden, wie mir schien einem Junggesellen in mittleren Jahren. Ich wusste aber nicht, woher sie ihn kannte und wie sie zu ihm stand.

Lou Ann und ich telefonierten häufig miteinander und fanden in den ersten Tagen unseres Londoner Aufenthalts auch immer wieder Zeit, uns zu treffen, miteinander in den Parks spazieren zu gehen, zu plau-

dern und Tee zu trinken. Das war für mich schon aufregend genug. Als Student war ich noch nie mit einer Frau ausgegangen und in der Tanzstunde am Gymnasium hatten andere die hübscheren Partnerinnen abgekriegt. Ich war ein Dickerchen gewesen und unmusikalisch und musste meine Ungeschicklichkeit auf der Tanzfläche mit galanten Worten auszugleichen suchen. Damit kommt man durch die Zeiten, aber zum Eroberer wird man nicht. Bei Lou Ann hatte ich das Gefühl, dass ich ihr gefalle und dass sie unter meinem holperigen Englisch nicht litt. Doch sie war im Vergleich zu mir Grünschnabel sicher eine erfahrene Frau, aber ich wusste eigentlich nicht, was dies bedeutet und war in erster Linie darauf bedacht, anständig Konversation zu machen, wie man dies eben so kennt aus den Romanen von Jane Austen und den Schwestern Bronte.

Und das hatte ich auch wieder im Sinn, als Lou Ann mich anrief und mir erzählte, dass sie heute nicht spazieren gehen könne, sondern bügeln müsse, weil sie übermorgen zu arbeiten beginne. Sie müsse für die Weiterreise Geld verdienen. Doch ob ich nicht Lust hätte, vorbeizukommen und ihr Gesellschaft zu leisten. Gerne. Ich dachte an Tee am Nachmittag und kaufte beim Bäcker was Süßes, kleine Kuchen und knusprige Hörnchen und ließ sie auf einen Papierteller packen.

Es war 3 Uhr. Ich fand das von Lou Ann in ihrer verständigen Art genau beschriebene Haus. Es unterschied sich nur durch die Nummer von den anderen Reihenhäusern. Im Vorgarten ein paar alberne Büsche. Buchsbaum. Die Haustür war angelehnt. Mit dem Türklopfer in die Stille hineinzupochen wagte ich nicht. Ich stieß vorsichtig die Tür auf und stieg die mit einem schon etwas ausgetretenen Sisalteppich belegte Treppe nach oben. Als die Treppe endete, hing an der Stelle, in der sich in Stuttgart eine Glastüre befunden hätte, nur eine schwere grüne Velourdecke.

Dahinter gedämpfte Musik. Irgendein Schlager. Ich kenne mich da nicht aus. Ich höre das Klicken des Plattenwechslers. Lou Anns Stimme, wie sie die Melodie noch einmal vor sich hin trällert. Die Stimme ist mir lieb. Wenn ich singen könnte, würde ich die Melodie aufgreifen, den Vorhang zur Seite zu schlagen und sie in den Arm zu nehmen.

Ich bin ganz ausgelassen vor Freude, sie wiederzusehen, gleite geschwind die Treppe wieder hinab, donnere mit dem Türklopfer, warte auf ihr „Hallo Theo“ und wie sie meinen Namen so halb deutsch, halb

afrikanisch – mit einem I statt einem E ausruft. Das klingt mir schon lieb und vertraut.

Ich springe die Stufen hoch, sie hält den Vorhang zur Seite und ich trete ein. Ich wollte sie eigentlich in den Arm nehmen, aber ich halte ja den Pappteller in der Hand, den ich erst loswerden muss. Das Flat überrascht mich. Keine ordentliche Wohnung. Ohne System zerstreute niedrige Sitzmöbel. Auf dem Boden ein weiterer grüner Velourteppich, der sich den Tritten anschmiegt. Darauf Lou Ann mit nackten Füßen, was mich erstaunt. Aber ich denke nicht viel, ich fühle mich bei ihr wohl und geborgen. Sie hat eine von den knappen sportlichen Hosen an, die sie wohl auf ihrer Tour durch Spanien getragen haben mochte. Darüber einen dieser weiten Männerpullover, dessen Ausschnitt noch viel Platz lässt für Hemd und Krawatte. Doch eine Bluse und einen BH trägt sie nicht. Es ist auch warm in der Wohnung, zumal wenn man bügelt. Lou Ann muss meinen etwas verdutzten Blick bemerkt haben.

„Ich habe meine Wäsche und die Blusen gewaschen. Da bin ich in den Pullover von Frank geschlüpft.“ Dabei legt sie die Hände vor den Busen und streicht sich dann über die weichen, braunen Schultern.

In mir ist alles unentschieden. Das ist so unerwartet. Ich hätte sie schon gerne berührt. Doch bilde ich mir da nicht was ein? Wo ich Absicht sehe, ist das nicht Zufall? Ich blicke auf den grünen Teppich, an den sich diese gebräunten Füße drücken und auf dem die Zehen mit dem Velour spielen. Tatsächlich hängen an zwei Leinen vor dem Fenster Blusen, seidige Unterröcke, Slips, ein BH und Strümpfe. Über den Teppich sind Zeitungen gebreitet, um Tropfen aufzusaugen.

Aber das stört mich, der ich sonst schon auf Ordnung achte, jetzt wenig. Ich finde alles so kommod, diesen Hauch von Nachlässigkeit, dieses Fehlen schroffer Kanten. Alles ist anschmiegsam und einladend. Der niedrige Tisch, das Chaiselongue mit sanft sich nach hinten neigender Lehne. Ich muss mich jetzt nur noch auf die Polster setzen und abwarten; sie wird zu mir kommen, die Arme um meinen Hals schlingen und wir werden uns küssen. So kennt man es doch aus dem Kino. Aber ist das jetzt der Moment? Du lieber Himmel, ich bin auf nichts vorbereitet, habe noch nie eine Frau geküsst und nun soll ich mich und sie ausziehen. Und dann Sex auf dem Sofa oder auf dem grünen Teppich mit Zeitungsaufgabe? Das geht mir zu schnell. Ich

kenne sie doch kaum und in ein paar Tagen ist sie womöglich über alle Berge.

Also, ich lasse die Gelegenheit vorüber ziehen, trinke Tee, esse Kuchen und treibe Konversation. Sie lässt sich nichts anmerken.

Am nächsten Tag sehen wir uns sogar wieder. Wir hätten noch einen ganzen Tag für uns, bevor sie in einer Espresso-Bar zu arbeiten beginnt. Und mir fällt nichts Besseres ein, als ihr vorzuschlagen, das mir bereits vertraute British Museum zu besuchen. Sie sagt, sie habe sich bereits mit einer Freundin verabredet. Doch wozu das Make-up? Sie hat doch die natürliche Frische einer ganz jungen Frau. Ist es die Kriegsbemalung für ein neues Abenteuer, nachdem ich ihre kurzfristigen Erwartungen enttäuscht habe?

Ich hätte Lou Ann noch etwas fragen sollen. Ich hatte am gestrigen Abend, als ich heim zu meiner Schlafstatt im German YMCA kam, am Spiegel eine Notiz gefunden. Ich möge Mrs. Segal anrufen. Als ich es tat, kam Frank, der Zahnarzt, ans Telefon. Ich hatte ihn schon mal gesehen und war erstaunt, dass er mich so unhöflich abfahren ließ. Ich machte mir darauf den Reim, dass der Zettel mit der Bitte um den Anruf schon den ganzen Tag am Spiegel gehangen und ich in der Zwischenzeit Lou Ann beim Bügeln besucht hatte. Ihr Gastgeber wird sich wahrscheinlich unter unserem Tea for Two etwas anderes vorgestellt und Lou Ann anschließend nichts geglaubt haben.

Ich habe noch ein paar Mal versucht, Lou Ann telefonisch zu erreichen. Vergebens. Ihren neuen Arbeitsplatz kannte ich nicht und ich habe auch nie mehr von ihr gehört.